Nr. 17 — Leipzig, den 17. April — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Im Namen Gottes — Die leibliche Auferstehung Jesu Christi. 2. Der Ausgangspunkt; 3. Die Scheintodshypothese — Kirchenideale und Kirchenreformen. 7. Beurteilung der Hammersteinschen Bewegung — Die Suchenden unter unsern Gebildeten und ihre Gewinnung für die Kirche. Briefwechsel eines Lesers mit dem Herausgeber. 2. Zweiter Brief des Lesers — Eine protestantische Militärgemeinde in Rom — Englische Reiseerinnerungen. 2. Spurgeon — Ein Ritt ins Gelobte Land — Aus England: Dr. Barnardo; Hungernde Geistliche

Im Namen Gottes

„Unser Anfang sei im Namen des Herrn," so sprechen wir einmal, weil es unsre Väter thaten, und es prägt sich darin aus ein frommer Brauch, der uns zu einer freundlichen Gewohnheit geworden. So rufen wir aber auch in einem durch eigne Erfahrung erworbenen Glauben an eine höhere Macht, ohne deren Hilfe all unser Thun in nichts zerfließt. „Im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat," so rufen wir endlich, wenn wir im Kampfe mit Menschentrug und Menschenbosheit uns eins wissen mit dem mächtigen Geiste, der die Wahrheit und die Liebe ist.

Doch wie leicht geschieht es hierbei, daß wir Gottes heiligen Namen mißbrauchen; sei es, daß wir ihn anrufen in gedankenloser Gewohnheit ohne die Ursprünglichkeit und Frische der Empfindung, sei es ohne den thatfreudigen Ernst, der da sagt: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott, sei es ohne die Zurückhaltung und Demut, die sich Dir gegenüber ziemt, du unbegreiflicher, ewiger Gott! Wie oft geschieht es, daß Heuchelei und Trägheit und blinde Leidenschaft sich mit deinem Namen schmücken!

Darum flehen wir um einen geraden, gesunden und gewissenhaften Sinn, dem es zuwider ist, Gott nur äußerlich zu dienen in Worten und Geberden, der allein in wackerer Arbeit sein Genüge findet, der all unser Fühlen und Wollen, unser Hassen und Lieben mäßiget, läutert, heiliget. —r

---

Die leibliche Auferstehung Jesu Christi

2. Der Ausgangspunkt

So sehr auch die Ansichten über die Auferstehung Jesu durcheinanderwogen und die Behauptungen auseinandergehn, giebt es doch einen Punkt, worin sie gegenwärtig alle zusammenkommen. Das ist die Anerkennung: die Jünger Jesu sind von seiner Auferstehung überzeugt gewesen. Die Betrugshypothese des Wolfenbüttler Fragmentisten: „Die Jünger haben, um das am Kreuze gescheiterte politische Unternehmen Jesu als religiöses fortsetzen zu können, den Leichnam Jesu gestohlen und nun mit Hinweis auf das leere Grab die Auferstehung Christi gepredigt," findet keine wissenschaftliche Vertretung mehr. Sie scheitert an der doppelten Unmöglichkeit, daß die Jünger sich aus ihrer Trauer und Niedergeschlagenheit durch einen überlegten Betrug zur Freudigkeit und Glaubensbegeisterung erhoben und darnach für eine selbsterfundene, vollbewußte Lüge Gefahren, Leiden, Tod übernommen haben sollen. Vielmehr müssen sie von dem, was sie durch Wort und That bis an ihr Ende bezeugt haben, vollständig überzeugt gewesen sein. Darüber ist auf allen Seiten vollkommene Uebereinstimmung. Der Auferstehungsglaube der Jünger Jesu ist das geschichtlich Gegebene; diese Position ist unanfechtbar und zur Zeit auch nicht angefochten. Davon wollen wir, um sicher zu schreiten, ausgehen.

Die Jünger haben nach dem Kreuzestode die Ueberzeugung gewonnen, daß der Gekreuzigte nicht im Tode geblieben, sondern auferstanden, daß der Verlorengeglaubte ihnen wiedergegeben sei. Diese Ueberzeugung hat sie aus ihrer Bestürzung und Hoffnungslosigkeit aufgerichtet; sie hat ihren Glauben an Jesus als den Christus wiederhergestellt, und sie hat ihre Hoffnung auf sein Wiederkommen in Herrlichkeit und zur Vollendung seines Werkes geboren. Diese Ueberzeugung hat, wie sie das Herz der Jünger ganz erfüllte, auch im Mittelpunkte ihrer Predigt und Wirksamkeit gestanden. Ein Zeuge der Auferstehung sein galt ihnen soviel als ein Apostel sein (Apostelg. 1, 22).

Aber welche Auferstehung haben die Jünger geglaubt und gelehrt? Sie sind sämtlich Juden gewesen und haben die Anschauungen ihres Volkes durchaus geteilt. Die jüdische Auferstehungshoffnung aber ist eine Hoffnung der Auferweckung des Leibes gewesen. Also würde uns zu der Annahme, die Jünger Jesu hätten nicht seine leibliche Auferstehung geglaubt und gemeint, nur ein direkter Widerspruch gegen die gangbare jüdische Vorstellung seitens der Jünger berechtigen. Einen solchen finden wir nicht, vielmehr ein unzweideutiges Bekenntnis zu dem pharisäischen Auferstehungsglauben (Ap.-G. 23, 6; 24, 15; 26, 8) und nur eine Korrektur der massiven jüdischen Auferstehungshoffnung, nach welcher die Menschen mit dem irdischen, fleischlichen Leibe, selbst mit ihren frühern Kleidern, wieder erweckt werden sollten. Diese grobsinnliche Vorstellung finden wir im Neuen Testamente nicht. In den Evangelien lesen wir, daß der Auferstandene nicht immer sogleich erkannt wurde, daß er durch verschlossene Thüren zu den Seinen trat, und daß er sich plötzlich unsichtbar machte: also Vorstellungen von einer nicht irdischen Leiblichkeit. In der Apostelgeschichte stehen Auferweckung und Erhöhung zur Rechten Gottes mehrmals so eng verbunden, daß eine Verklärung des Leibes Jesu vorausgesetzt sein muß. Und der Apostel Paulus redet von einem Leibe der Herrlichkeit (Phil. 3, 21), weist den Zweifel in Korinth, der auf den im Grabe verwesenden Leib hingewiesen haben mochte, mit der Behauptung zurück, daß es auch himmlische Leiber gebe, und versichert die Seinen, daß sie mit ihm bei der Wiederkunft des Herrn werden verwandelt werden (1. Kor. 15).

Gerade diese letztere Versicherung aber beweist zugleich, daß Paulus einen Zusammenhang des irdischen und des verklärten Leibes gedacht hat und auch bei Jesu gedacht haben muß, dessen begrabener Leib ja noch nicht der Verwesung ganz verfallen war; und nur so wird es ganz verständlich, wenn er 1. Kor. 15, 4 das Begräbnis Jesu besonders erwähnt und unmittelbar vor seine Auferstehung stellt. Daß in den Evangelien das leere Grab eine wichtige Rolle spielt, braucht nur erwähnt zu werden. Und die Apostelgeschichte tritt dadurch kräftig für die Vorstellung vom auferweckten Leibe Jesu als die urchristliche ein, daß in ihr zweimal (2, 31 ff. und 13, 34 ff.) die Worte des sechzehnten Psalmen, welche von einem Nichtverwesen des Heiligen Gottes reden, ausdrücklich auf den erstandenen Jesus bezogen werden.

Die Jünger haben demnach an die Auferstehung Jesu geglaubt, und zwar genauer daran, daß ihr Meister nicht im Tode geblieben, sondern aus dem Grabe auferweckt und mit einem verklärten Leibe auferstanden und zu Gott erhöht worden ist. Dieser Glaube ist geschichtlich gegeben. Wie ist er zu erklären? Hören wir zunächst die beiden Hypothesen, die ihn ohne das Wunder der Auferweckung und Verklärung des Leibes Jesu zu erklären suchen.

---

3. Die Scheintodshypothese

Noch im Jahre 1863 konnte Strauß die Vermutung aussprechen, daß wohl die Mehrzahl der Theologen an einem Scheintode Jesu festhalte, diese „elende“ Vorstellung habe. Heute wird man behaupten dürfen, daß die Scheintodshypothese von der Mehrzahl aufgegeben ist. Das ist Straußens Werk und Verdienst. Er hat, wie mit Recht gesagt worden ist, jenem Erklärungsversuche den Todesstoß versetzt durch sein schlagendes Argument: „Ein halbtot aus dem Grabe Hervorgekrochener, siech Umherschleichender, der ärztlichen Pflege, des Verbandes, der Stärkung und Schonung Bedürftiger und am Ende doch dem Leiden Erliegender konnte auf die Jünger unmöglich den Eindruck des Siegers über Tod und Grab, des Lebensfürsten machen, der ihrem spätern Auftreten zu Grunde lag; ein solches Wiederaufleben hätte den Eindruck, den er im Leben und Tode auf sie gemacht hatte, nur schwächen, denselben höchstens elegisch ausklingen lassen, unmöglich aber ihre Trauer in Begeisterung verwandeln, ihre Verehrung zur Anbetung steigern können.“

Und doch ist die Scheintodshypothese noch nicht ganz verschwunden, sondern hat gerade gegenwärtig einen bedeutenden Vertreter gefunden; weshalb sie noch immer Beachtung verdient. Hase hat in seiner „Geschichte Jesu“ jenen Streich von Strauß dadurch zu pariren versucht, daß er die Heilkraft Jesu zu Hilfe nimmt. Dieser Kraft, die Jesus so oft an andern bewährt habe, schreibt er es zu, daß der vom Tode Erwachte mit durchbohrten Händen den Stein vom Grabe wegwälzen und mit den wahrscheinlich durchbohrten Füßen sogleich umhergehen konnte, daß er den Seinen in voller Kraft und Gesundheit auch nach kürzester Zeit zu erscheinen und dadurch ihren Glauben wieder aufzurichten und zu begeistern vermochte.

Gewiß verdient diese Wendung der Scheintodshypothese vor der des alten Rationalismus, der alles auf den bloßen Zufall stellte und auch menschliche, klug berechnete Mithilfe mitspielen ließ, den Vorzug. Sie macht auch die gehobene und begeisterte Stimmung der Jünger bei dem unerwarteten Wiedersehen ihres Herrn erklärlich. Aber den Glauben an Jesu Auferstehung vermag auch sie nicht zu erklären. Denn konnten die Jünger und konnte Jesus selbst ein solches Erwachen, auch wenn sie es noch so hoch und fromm schätzten, als eine Auferstehung von den Toten auffassen und ausgeben? Gehörte nicht eine wunderliche Uebertreibung dazu, den also vor dem Tode Bewahrten den Fürsten des Lebens zu nennen? Und wenn wirklich die erste Freude und Begeisterung des Wiedersehens diese Illusion erzeugte, mußte dieselbe nicht bald grausam zerstört werden, als sie sahen, daß Jesus nur in sein früheres Leben zurückgekehrt war, und vollends später, als er nun wirklich starb und im Tod und Grabe blieb? Um dem letzten Bedenken zu begegnen, sieht sich Hase zu der Annahme gedrängt, Jesus sei nicht lange nach seiner Wiederkehr aus dem Grabe in geheimnisvoller Weise von seinen Jüngern geschieden und habe sich selbst ein geheimes Grab gegeben: deshalb könnten und müßten die Jünger geglaubt haben, er sei zu Gott zurückgekehrt und werde bald in Herrlichkeit zu ihnen wiederkommen. Das ist, abgesehen davon, daß sie willkürlich ist und in den evangelischen Berichten gar keine Unterlage hat, eine bedenkliche Ausflucht. Denn diese absichtliche Art seines Verschwindens kommt einer Täuschung der Jünger durch Jesum gleich. Und diese Täuschung hätte in den Jüngern die Vorstellungen von dem überweltlichen Leben des Herrn und von der Wiederkunft des erhöhten Menschensohnes wachgerufen und lebendig erhalten, Vorstellungen, denen Hase folgerichtig die objektive Wahrheit abspricht?

Aber immerhin, selbst um diesen hohen Preis, der Auferstehungsglaube der Jünger im ganzen mag so erklärt sein, ihre gute Ueberzeugung, daß ihr Herr und Meister nicht im Tode geblieben und zu Gott erhöht sei. Jedoch dasjenige Stück ihres Auferstehungsglaubens, das wir als ein wesentliches desselben erkannt haben, ihr Glaube an die Verklärung des begrabenen Leibes Jesu, die Vorstellung, daß ihnen der Auferstandene mit einem verklärten Auferstehungsleibe erschienen sei? Dieses Stück bleibt gänzlich unerklärt. Und so giebt auch diese neueste Wendung der Scheintodshypothese keine befriedigende Antwort auf die Frage: Wie ist der Auferstehungsglaube der Jünger Jesu entstanden? St

---

Kirchenideale und Kirchenreformen

7. Beurteilung der Hammersteinschen Bewegung.

Unsre bisherigen Darlegungen, so skizzenhaft sie sind, beweisen doch zur Genüge, daß es sich in dem durch den Antrag von Hammerstein hervorgerufenen Streit nicht um eine einzige Frage nur handelt, sondern um eine ganze Reihe von Problemen, die auf eine eigentümliche, verwickelte und sehr verschieden zu deutende Art untereinander zusammenhängen. Forderungen der Frömmigkeit und Gesichtspunkte der Kirchenpolitik, rein ideale Größen und sehr reale Verhältnisse, patriotische und christliche Gedanken, rechtliche und religiös-sittliche Urteile, geschichtliche Ueberlieferungen und die Aufgaben der Gegenwart, nüchterne Berechnung und kühnes Vertrauen, alles das will beachtet sein. Auch ist für die ganze Angelegenheit selbst der präziseste Wortlaut der einzelnen Forderungen nicht allein entscheidend: mindestens ebenso wichtig ist die Frage, welcher Wert auf jede dieser Forderungen gelegt wird, und wie dieselben organisch mit einander verbunden werden. Darf man die teilweise wohl etwas unvorsichtigen Andeutungen der „Rufer im Streit“ ernst nehmen, so muß man sogar erwarten, daß wir es in der Hammersteinschen Bewegung mit einem Versuch zu thun haben, eine ganze, neuerdings ausgebildete kirchliche Anschauung, Methode und Praxis in der rechtlichen Kirchengemeinschaft Preußens zur alleinberechtigten und maßgebenden zu machen. Sollte dies der Fall sein, so werden es die Leiter jener Strömung vor Gott und ihrem Gewissen zu verantworten haben. Das Evangelium, welches wir kennen und liebhaben, ist glücklicherweise unabhängig von rechtlichen Formen und erhaben über das Machtstreben, die Verzagtheit und den Terrorismus kirchlicher Parteien. Gerade eine vorübergehende Herrschaft einer ausgeprägten kirchlichen Richtung würde vielleicht alle Parteien zur Besinnung darüber bringen, was denn eigentlich das Evangelium in Jesu Christo ist und mit welchen Mitteln diese frohe Botschaft würdig und wirksam allein vertreten und ausgebreitet werden kann.

Mit der Reihe von Artikeln, welche wir heute beschließen, haben wir selbstverständlich weder den Gegenstand erschöpfen noch ein endgiltiges Urteil unserseits aussprechen wollen. Wir können vorläufig nur die wesentlichen Grundsätze für unsre Stellungnahme darlegen und den Versuch machen, einerseits den Blick zu erweitern und zu schärfen, anderseits eine sichere Grundlage für die weitere Behandlung der Sache mit herstellen zu helfen. Denn das läßt sich leider nicht bestreiten, daß in der Regel bei den kirchlichen Fragen der Gegenwart nur zu leicht über dem einzelnen Streitpunkte die großen, sichern, einfachen Grundlinien des Protestantismus übersehen werden, daß man sich durch vieldeutige Schlagworte aufregen oder beruhigen läßt, daß man die Worte der heiligen Schrift und die Aussagen der Reformatoren oft in einem ihnen selbst ganz fremdartigen Sinne ins Feld führt, daß die landläufigen kirchenpolitischen Anschauungen, worauf man sich für die Gegenwart gründet, fragmentarisch oder völlig verkehrt sind. Mit unsrer kurzen Orientierung über die „Kirchenideale und Kirchenreformen“ darf unser Blatt aber seine Aufgabe noch nicht als erledigt ansehen. Es wird vielmehr nun notwendig sein, im Laufe der Zeit eine zwanglose Folge von Aufsätzen über die einzelnen der von uns berührten Fragen zu bringen. Dabei würden etwa folgende Themata genauer ins Auge zu fassen sein: die Dotationsfrage; das landesherrliche Kirchenregiment; die Lehrfreiheit der theologischen Fakultäten;

Seminar und Universität; der Religionsunterricht auf den höhern Schulen; Kirchenregiment und geistliches Amt; die eigentlichen Aufgaben des geistlichen Amtes; die Kirche und die Einzelgemeinde; die Kirche als Anstalt und als Gemeinschaft; die christliche Selbständigkeit und Freiheit der Laien; die Stärkung des Gemeindelebens; Kirche, Amt und christliche Vereine.

Jetzt aber wenden wir uns mit einem kurzen Bericht und jüngsten vorläufigen Urteil der Gegenwart zu. In mehrfacher Beziehung hat nämlich die Hammersteinsche Bewegung in den letzten Monaten Fortschritte gemacht und festere Formen angenommen. Wir verzeichnen als das Wichtigste dreierlei: die Berufung einer großen kirchlichen Versammlung seitens der positiv-unirten und der konfessionellen Partei auf den 26. April nach Berlin; die Einbringung eines, im Gegensatz zu früher etwas veränderten Gesetzentwurfes durch von Kleist-Retzow im Herrenhause, und die Begründung der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung“, welche den ausgesprochenen Zweck hat, den Tendenzen der Hammersteinschen Bewegung Nachdruck zu geben und zum Siege zu verhelfen.

Die Berliner Versammlung war ursprünglich schon für den 2. Februar geplant, wurde aber dann wegen der alles andre in den Hintergrund drängenden politischen Sachlage und Wahlbewegung verschoben. (Vgl. Nr. 5, S. 49.) Man darf gespannt darauf sein, in welcher Weise diese Versammlung, deren Zweck ein wesentlich demonstrativer und agitatorischer ist, verlaufen wird. Schon jetzt scheint die Anwesenheit von etwa tausend Teilnehmern gesichert. (Den evangelischen Militärgeistlichen ist von den Generalkommandos die Teilnahme untersagt worden.) Die für die Zwecke dieser Versammlung grundlegenden Sätze, über welche sich die Führer der Bewegung geeinigt haben, enthalten im allgemeinen dieselben Gedanken und Wünsche wie der Antrag von Hammersteins und der durch Kleist-Retzow vorgelegte Gesetzentwurf. Bemerkenswert in jenen Sätzen ist nur die ausdrückliche Berufung auf das Paritätsprinzip und die letzte These: „Den Segen des landesherrlichen Kirchenregiments wollen wir der evangelischen Kirche auch fernerhin erhalten wissen, und erstreben deshalb für dasselbe, der Staatshoheit gegenüber, eine solche Gestaltung, welche die der Kirche gebührende Selbständigkeit verbürgt.“ Von der Art und dem Grade dieser Umgestaltung wird es allerdings abhängen, ob die gewünschte Stellung des Fürsten noch ein „landesherrliches Kirchenregiment“ wird zu nennen sein.

Der von Kleist-Retzow im Herrenhause eingebrachte und vorläufig einer Kommission überwiesene Gesetzentwurf zerfällt in einen finanziellen und einen kirchenpolitischen Teil. Im ersteren wird — zunächst auf fünfzehn Jahre — beantragt, der evangelischen Landeskirche der älteren Provinzen zur Begründung neuer Parochien jährlich 300 000 Mark, zur Herstellung von kirchlichen Seminaren und zur Einführung von Vikariaten jährlich 225 000 Mark, zur Beihilfe für Ablösung der Stolgebühren jährlich 750 000 Mark, für die Bedürfnisse der Ausübung des Kirchenregiments jährlich 1 030 000 Mark, zur Regelung des Einkommens der Geistlichen und ihrer Hinterbliebenen, sowie für sonstige kirchliche Bedürfnisse jährlich 4 870 000 Mark zur Disposition zu stellen. Entsprechende Beträge werden auch, soweit ein Bedürfnis vorhanden sei, für die evangelischen Landeskirchen der neuen Provinzen und für die römisch-katholische Kirche beantragt. Weiter wird die Uebernahme von jährlich drei neuen Patronaten mit ihren Verpflichtungen vonseiten Seiner Majestät des Königs erbeten, und zwar so, daß je zwei dieser Patronate der evangelischen Kirche, je eines der römischen zu Gute kommt. Der zweite kirchenpolitische Teil des Gesetzentwurfes, in fünf Artikel zerfallend, ist mit geringen Abänderungen derselbe Entwurf, über welchen wir in unserm einleitenden Aufsatz berichtet haben.

Die Deutsche evangelische Kirchenzeitung erscheint seit Neujahr. Sie ist an die Stelle der eingegangenen Neuen evangelischen Kirchenzeitung getreten und wird in Verbindung mit einer Anzahl von Männern der positiv-unirten Partei vom Hofprediger Stöcker herausgegeben. Sachlich verfolgt sie ziemlich die gleichen Zwecke wie die Kreuzzeitung und der Reichsbote; nur sind ihre Artikel über kirchliche Fragen durchschnittlich etwas vorsichtiger und geschickter gehalten. Ihr Hauptinteresse bewegt sich, wie die Mehrzahl der Aufsätze beweisen, um die Hammersteinsche Bewegung.

An der Spitze trägt das Blatt als Leitmotive die Worte des Augsburgischen Bekenntnisses, Art. 7: „Es ist aber die Kirche die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium recht gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht werden,“ und das Wort Friedrich Wilhelms IV.: „Was thut unsre Kirche? Sie ist gebunden an Händen und Füßen. Der Schlüssel der Freiheit fehlt ihr.“ Dies Königswort ist in der That der ganzen Hammersteinschen Bewegung aus der Seele gesprochen. Dagegen wird jener Satz der Augsburgischen Konfession in einer Weise zitirt, gegen die wir als eine irreführende und unerlaubte protestiren müssen. Der vollständige Satz der Augustana handelt nämlich von der Einen, heiligen, christlichen Kirche, an deren Dasein wir glauben, und beginnt: „Es wird auch gelehret, daß alle Zeit müsse Eine heilige christliche Kirche sein und bleiben, welche ist die Versammlung aller Gläubigen“ u. s. w. In jener, von der Deutschen evangelischen Kirchenzeitung verkürzten Gestalt erweckt der Satz dagegen den Anschein, als wolle er die Definition „einer“ Kirche, eines rechtlich geordneten Kirchenverbandes, z. B. der preußischen Landeskirche, geben, und in diesem Sinne wird auch das Wort der grundlegenden Bekenntnisschrift mehrfach in ganz unberechtigter Weise von der Deutschen evangelischen Kirchenzeitung kirchenpolitisch ausgebeutet. Gleich in den einleitenden Artikeln kommen z. B. folgende Sätze vor: „Jedenfalls folgt daraus (aus der angeführten Stelle der Augsburgischen Konfession) vielmehr, daß die Kirche (welche?) stark und fest genug gestaltet sein muß, um die bekenntnismäßige Lehre und die richtige Sakramentsverwaltung zu schützen und zu pflegen. Wir behaupten, daß vielfach der (?) evangelischen Kirche diese Gestalt und Gewalt fehlt, und daß das hergebrachte Staatskirchentum eine der mächtigsten, vielleicht die mächtigste Ursache ist, um die Kirche an ihrer rechten Ausgestaltung zu hindern.“ ... „Es ist klar, daß überall da, wo solche Verhältnisse herrschen (nämlich rechtliche Duldung verschiedner Richtungen im geistlichen Amte) von Kirche nicht die Rede sein kann. Da mag es noch christliche Gemeinden, gläubige Häuflein von Stillen im Lande geben, eine Kirche ist da nicht mehr (!); denn die Kirche ist nicht denkbar ohne den Grund des Evangeliums, ohne den Eckstein des Glaubens an Christum, auf den sie gebaut ist.“ ... „Das alles zeigt, daß auch da, wo noch ein wahres Gemeindeleben blüht, doch der Einfluß der Kirche (?) gering ist, daß Aufgaben, welche nicht die Einzelgemeinden, sondern nur die Kirche lösen kann, ungelöst bleiben.“ ... „Vielmehr ist es die Aufgabe der evangelischen Kirchen, und zwar die wichtigste, dringendste, unaufschiebbarste, eine Verfassung zu suchen, in welcher sie einem zersetzten und zersetzenden Zeitgeiste gegenüber die ihr anvertraute göttliche Offenbarung vor Verunreinigung und Verderbnis zu schützen vermögen. Wenn sie (wer?) infolge geschichtlicher Entwicklungen heute keine Gemeinschaft von Gläubigen mehr ist (!), in welcher das Evangelium recht gepredigt wird, so braucht sie darum die heutige Lage noch nicht als ihren definitiven Zustand anzusehen. Eine Gemeinschaft von Steuerzahlern zu bilden, in welcher der bekenntniswidrige Unglaube ein Recht oder doch thatsächliche Geltung hat, kann ihre Bestimmung nicht sein.“ ... „Eine nüchterne Betrachtung wird mit der Geschichte nicht hadern, daß unsre Kirche mehr als drei Jahrhunderte die Knechtsgestalt getragen hat.“ ... „Er (Gott) hat auch die evangelische Kirche nicht geschaffen, um sie im modernen Staatskirchentum verkommen zu lassen. Es gehört zum Glauben an die göttliche Vorsehung (!), daß unsre Kirche noch eine andre, bessere Zukunft hat, wo sie, erlöst von allen Ketten und Banden äußerlicher Knechtschaft und innerer Unfreiheit, den Völkern zu ihrem Heile wieder als eine Magd Gottes und damit als eine Macht des Lebens erscheint.“ ... „Christus hat die Kirche als eine Völkerkirche gedacht. Nie und nirgends hat er es ausgesprochen, daß eine Schaar von Erweckten und Bekehrten, die sich aus der Welt zusammenfinden, die von ihm gestiftete Kirche sei.“ ... „Gewiß ist die evangelische Kirche stärker, als ihre Feinde ahnen; aber eine befreundete und befreiende Politik ist

ihr nötiger als je, wenn sie recht zu Kräften kommen und das Volksleben wieder mit ihrem Geiste durchdringen soll.“ ... „Ist Freiheit überhaupt ein Gut oder ist sie keins? Diese Frage muß man dem Liberalismus vorlegen, der so erbittert ist gegen die Selbständigkeitsbewegung der Kirche. Ist sie ein Gut, dann ist sie nirgends berechtigter als in der Kirche, als auf dem Gebiete der Religion, die nur in der Luft der Freiheit gedeiht (!).“... „Will man die Charybdis der Welt, wie sie im Staat organisirt dasteht (!), vermeiden, so fällt man unwillkürlich in die Scylla der Welt, wie sie in den Massen unorganisirt vorhanden ist.“ ... „Wir glauben, daß sowohl Luther wie Melanchthon die bischöfliche Verfassung als die für die evangelische Kirche geeignetste ansahen.“ ... „Der heutige Protestantismus ist so wenig an den Gedanken der Kirche, so sehr an den Gesichtspunkt der persönlichen Erbauung, im günstigsten Falle an die Betrachtung der Einzelgemeinde gewöhnt, daß oft auch seine bessern Glieder weder an den Schmerzen noch an den Freuden der Gesamtkirche teilnehmen. Die Zersplitterung der Reformationskirchen und die Kleinlichkeit des Landeskirchentums machen es schwer, die Kirche als den Leib Christi anzusehen, dessen Glieder dieselben Leiden, dieselbe Ehre haben.“ ... „Daß der Glaube auf Provinzial- und Generalsynoden die Majorität hat (!), hebt den beständigen Schaden nicht auf, der immer wieder in Gemeindekirchenräten und Kreissynoden durch den offenen Unglauben gestiftet wird.“ ... „Die Kirche, die in ihrem innersten Kern (!) vielfach von der Welt berührt, von Weltmächten beherrscht ist, will es doch in ihrem Wirken oft nur mit dem Einzelnen zu thun haben. Während sich die Feindschaft gegen sie in organisirten, übermächtigen Erscheinungen darstellt, ist sie selbst in ihrer Arbeitsmethode allzu individualistisch.“ ... „Innerhalb des großen Kreises der Volkskirche ist ein kleiner Kreis von lebendigen Gliedern zu bilden, der die Wähler und Gewählten, die Aeltesten und Synodalen, die Geistlichen und Kirchenobern, kurz die thätige und leitende Kirche einschließt. In diesen Kreis tritt man nicht durch bloße Geburt und Taufe, durch Konfirmation und Gewohnheit, durch mündliche oder schriftliche Anmeldung, sondern durch einen Akt des Bekenntnisses, verbunden mit dem Nachweise eines kirchlichen Wandels.“ ... „Es geschah allerdings oft genug das Ungeheuerliche (im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert), daß der Fürst bei einem Konfessionswechsel sein Volk zwang, mit ihm überzutreten; aber dann beugte er sich dem Bekenntnis der neu angenommenen Konfession ebenso, wie er sich dem frühern untergeordnet hatte. Nicht das Bekenntnis der Kirche litt, sondern das Gewissen der Christen (!).“

Um der Wahrheit willen sind wir leider genötigt, alle diese Sätze als unklar, unbegründet, bedenklich oder bekenntniswidrig zu bezeichnen. Wenn die Kirche, wie die Deutsche evangelische Kirchenzeitung behauptet, wirklich „heute keine Gemeinschaft von Gläubigen mehr ist, in welcher das Evangelium recht gepredigt wird,“ so beweist das entweder, daß die Reformatoren in ihrem Glauben und Bekenntnis sich getäuscht oder daß sie von einer ganz andern „Kirche“ geredet haben, als die Deutsche evangelische Kirchenzeitung meint. Das letztere ist der Fall. Die moderne Kirchenzeitung verwechselt fortwährend den rechtlichen Verband vieler evangelischer Gemeinden eines Staates (evangelische Landeskirche) mit „der Kirche,“ welche die Reformatoren im Sinne hatten, nämlich mit der Einen, heiligen, wahren Christenheit, welche, von Verfassung, Organisation und politischer Freiheit völlig unabhängig, überall da ist, wo einzelne wahrhaft Gläubige sind, und gewißlich überall da zu glauben ist, wo reines Evangelium und rechtes Sakrament ist. (Vgl. Nr. 8, S. 68.) Für diese Größe, welche im siebenten Artikel des Augsburger Bekenntnisses beschrieben wird, welche nicht von Menschenthun abhängig und nach Menschenweisheit zu organisiren ist, sondern von Gott gegründet ist, von ihm erhalten und als der Leib Christi geschaut wird — eine unendliche Schaar aus allen Völkern, Konfessionen, Zeiten und Geschlechtern —, für diese Größe zeigt die Deutsche evangelische Kirchenzeitung geringes Verständnis und noch geringeres Interesse. Sonst könnte sie garnicht so leichter Hand aus jenem Satze der Augustana Konsequenzen für die Verfassung der preußischen Landeskirche ziehen, nicht so geringschätzig von den Einzelgemeinden, den gläubigen Häuflein von Stillen im Lande, der Schaar der Erweckten und Bekehrten reden und ihnen den Namen „Kirche“ absprechen. Sie könnte sonst garnicht die Kirche fortwährend als ein Individuum behandeln, deren Denken, Handeln und innerer Zustand vor ihrem Auge so völlig klar daläge, daß sie sich an ihr, der Kirche Gottes, eine solche Kritik erlauben dürfte. Sonst könnte sie auch garnicht von Unfreiheit der Kirche reden. Was die Deutsche evangelische Kirchenzeitung meint, führt freilich auch den Namen „Kirche,“ ist aber eine vorübergehende geschichtliche Größe und mit der „Kirche“ der Reformatoren oder der heiligen Schrift schlechterdings nicht zu identifiziren. Auch für diese evangelische „Kirche“ des preußischen Staates zu arbeiten und zu kämpfen ist verdienstlich; aber wer diese Bestrebungen hinstellen kann als eine Durchführung oder Ergänzung des Kirchenideals, welches Conf. Aug. 7 aufgestellt hat, ist in den Grundgedanken der reformatorischen Bekenntnisse nicht sicher. Eine „Kirche, die in ihrem innersten Kerne vielfach von der Welt berührt, von Weltmächten beherrscht ist,“ ein Glaube, der „die Majorität hat,“ eine rechtlich-politische Freiheit der Kirche, deren zukünftiges Zustandekommen „zum Glauben an die göttliche Vorsehung gehört,“ der Staat, in welchem „die Charybdis der Welt organisirt dasteht,“ eine Religion, die „nur in der Luft der (rechtlich-politischen!) Freiheit gedeiht,“ — alles das sind Gedanken, die den Reformatoren völlig fremd sind. Die „Kirche“ unsrer Bekenntnisschriften ist eben ganz etwas andres als die „Kirche,“ für deren Freiheit und Selbständigkeit die Deutsche evangelische Kirchenzeitung eintritt. Und selbst wenn die Knechtschaft dieser Kirche wirklich so erniedrigend wäre, so würde dies kein Grund sein, ungeduldig zu werden, so lange wir die Freiheit haben, das Evangelium zu verkünden. Vielmehr würde auch dann noch Luther Recht behalten, welcher in den Tischreden einmal sagt: „Viele Leute stoßen und ärgern sich an der Kirche, denn sie meinen, die Kirche sei ganz rein und eine unbefleckte Taube Gottes, die gar keinen Tadel oder Flecken habe. Das ist wohl wahr, daß sie eine solche Gestalt habe vor Gott; aber sie ist ihrem Bräutigam Christo gleich, welcher der allerverachtetste und unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit war, und so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg.“

So lehrt gerade die Lektüre des ausgesprochenen Organs der Hammersteinschen Bewegung, wie viel trübes Wasser in dieser Strömung mit unterfließt. Dabei haben wir zur Beurteilung nur denselben Maßstab angewandt, welchen die Deutsche evangelische Kirchenzeitung ausdrücklich als den maßgebenden geltend macht: die Bekenntnisschriften. Zur weiteren Charakteristik fügen wir noch hinzu, daß die Deutsche evangelische Kirchenzeitung das Paritätsprinzip und die Analogie der römischen Kirche für die geforderte Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche ins Feld führt, daß sie auf die Lehrfreiheit und die „ungläubige“ Wissenschaft zürnt und den Evangelischen Bund beargwöhnt, daß sie die politisch-liberalen Parteien bald durch entgegenkommende Worte mütterlich zu gewinnen sucht, bald ihrer Unverbesserlichkeit wegen anklagt. Gewiß vertritt das Blatt auch manchen guten und gesunden Gedanken in ruhiger und geschickter Weise. Es kann uns ja überhaupt nicht in den Sinn kommen, über die kaum ein Vierteljahr bestehende Wochenschrift in diesem Zusammenhange ein abschließendes Urteil zu geben. So viel ist aber gewiß: wenn in ihren Spalten die Hammersteinsche Bewegung mit Vorliebe „eine tiefe Bewegung der Geister“ genannt wird, die „mit Naturgewalt wie ein Quell aus den Tiefen des Gewissens entsprungen“ sei, so ist das eine Selbsttäuschung oder ein Schlagwort, welches der Wirklichkeit nicht entspricht. Was wir davon halten, können wir nicht in einen kurzen Satz zusammenfassen. Wir unterscheiden ihre Motive und Tendenzen von den einzelnen Forderungen, die aufgestellt sind, und dem Werte, welchen die Bewegung hat oder haben soll.

Was die Motive und Tendenzen anlangt, so sind von vielen Seiten den Antragstellern hierarchische Gelüste vorgeworfen: das Ganze sei ein Versuch, die zur Zeit in der Generalsynode und den Provinzialsynoden ausschlaggebende Partei

dauernd zur herrschenden und alleinberechtigten zu machen und die andern kirchlichen Parteien und theologischen Richtungen systematisch zu unterdrücken. Aus dem vorliegenden Gesetzentwurfe von Kleist-Retzows kann man diesen Vorwurf nicht belegen. Auch haben ihn die Antragsteller und ihre Genossen in der letzten Zeit mehrfach als eine Verleumdung zurückgewiesen. Uns wäre es lieb, wenn thatsächlich ein solcher Plan nicht vorhanden wäre, noch lieber, wenn an die Stelle bloßer allgemeiner Beteuerungen feste Bürgschaften träten: wir würden den gemachten Vorschlägen weit empfänglicher gegenüberstehen. Freilich müßten dann diejenigen Organe, die für den Antrag eintreten, dauernd die mannichfachen Aeußerungen meiden, welche solche Tendenzen trotz aller Beteuerung immer wieder durchblicken lassen. Nur ein Beispiel! Die Kreuzzeitung (vom 12. März) behauptet, daß sie „die Freiheit der evangelischen Kirche gerade deshalb anstrebe, damit innerhalb derselben für die verschiedenen Richtungen gleiches Recht geschaffen werde, nach der ihnen innewohnenden Kraft sich geltend zu machen,“ ... und unmittelbar darauf droht sie: „Darin freilich hat die Nationalzeitung Recht, wenn sie fürchtet, daß ihrer Richtung innerhalb der evangelichen Kirche jedes Recht abgesprochen werden wird.“ Solche Ausführungen, die sich ähnlich auch in der Deutschen evangelischen Kirchenzeitung finden, sind nicht geeignet, volles Vertrauen zu erwecken, selbst wenn zur Zeit die Frage der Lehrfreiheit und der akademischen Stellenbesetzung von dem eingebrachten Gesetzentwurf unberührt gelassen ist.

Sehen wir von solcher Deutung des Antrages ab, so scheint uns ein berechtigter Grundgedanke insofern darin zu liegen, als selbstverständlich in der Kirche solche Männer und Faktoren die leitende und entscheidende Stelle einnehmen müssen, welche Verständnis, Sinn und herzliche Teilnahme für die Angelegenheiten der Kirche haben, ein verknöcherter Büreaukratismus nicht das innere Leben der Kirche an allen Ecken und Enden hemmen darf und innerkirchliche Fragen nicht nach außerkirchlichen Gesichtspunkten zu behandeln sind. Eine voreilige und einseitige Anwendung dieses richtigen Grundgedankens scheint es uns aber zu sein, wenn plötzlich alle unsre unerquicklichen kirchlichen Verhältnisse der kirchlichen Verfassung Schuld gegeben werden und thatsächlich nicht bloß dem Ministerium, sondern auch den Kirchenbehörden, besonders den juristischen Räten der Konsistorien, ein grundsätzliches Mißtrauensvotum ausgestellt wird. Man möchte plötzlich den Theologen als kirchlichen Fachmann nicht bloß für das Amt des Wortes, sondern auch für die kirchenregimentliche Leitung hinstellen. Und doch kann es das Zutrauen zu den Theologen nicht heben, wenn man die große theologische Unklarheit, welche die Verfechter dieser Forderungen teilen, wahrnimmt. So ist auch der Grundsatz, daß der Theologe der geborene, von Gott gegebene Leiter des Kirchenwesens sei, weder biblisch noch reformatorisch; vielmehr ist seine Richtigkeit eigentlich durch die ganze Kirchengeschichte widerlegt. Gewiß, kein kirchlich interessirter Mann kann sich der Thatsache verschließen, daß die Zustände unsrer Volkskirche betrübend sind. Auch mögen immerhin Mängel in der Kirchenverfassung zu diesem Niedergange beigetragen haben. Aber mehr als auf die Verfassung müssen sich unsre prüfenden Blicke auf das geistliche Amt, auf die Unzulänglichkeit des theologischen Studiums, auf die Vorbildung der Geistlichen richten, nicht minder aber auch auf den Religionsunterricht an den höhern Schulen, auf die Art und den Zeitpunkt des Konfirmandenunterrichts, auf die Mittel und Wege, auch den Erwachsenen das Evangelium unter den Verhältnissen der modernen Kultur regelmäßig nahezubringen und lieb zu machen. Es ist ja möglich, daß ein Theologe als Präsident des Konsistoriums in vieler Hinsicht für das alles größeres Verständnis haben und eine reichere Wirksamkeit entfalten kann als ein Jurist; aber gewiß ist es nicht. Und die kirchlichen Verhältnisse Mecklenburgs, welches nun seit dreißig Jahren einen solchen theologischen Oberhirten mit fast unumschränkter Gewalt besitzt, dürften uns gegen eine solche Kirchenverfassung eher bedenklich machen. Größere Mobilmachung der Laienwelt für den Kirchendienst ist viel wichtiger, als Vermehrung des Einflusses der Theologen.

Die Analogie der römischen Kirche, mit welcher der Gesetzentwurf motivirt wird, haben wir grundsätzlich abgelehnt. Das Paritätsprinzip müssen wir mit Beyschlag als auf die Dauer unhaltbar und in sich widerspruchsvoll bezeichnen. Vom rein religiösen Gesichtspunkt aus ist es indes ganz gleichgiltig, ob wir unter dem Paritätsprinzip stehen, ob die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt oder das landesherrliche Kirchenregiment beibehalten wird. An einer Verfassungsfrage wird vielleicht ein überlieferter, kirchenrechtlicher Organismus, aber nie der Protestantismus oder gar die christliche Kirche untergehen. Wenn wir trotzdem wünschen, daß der Staat in höherm Maße als bisher wieder als evangelischer Staat sich fühlen und auftreten möge, so beruht das wesentlich auf rechtlichen, geschichtlichen und patriotischen Anschauungen. Daß der Staat seine evangelische Kirche recht verstehe, schütze und pflege, liegt weit mehr im Interesse des Staates selbst, als der Kirche.

Was die einzelnen Forderungen des Gesetzentwurfes anlangt, so erscheint uns zunächst die finanzielle als durchaus berechtigt. Aber diese Dotationsfrage ist für sich allein zu erledigen. Die angegebenen Zwecke, für welche die bewilligten Gelder verwandt werden sollen, bedürfen solcher Unterstützung. Ueber die Größe der geforderten Summen freilich und über das Verhältnis der einzelnen Posten zu einander haben wir kein sicheres Urteil. Zudem versteht man nicht, weshalb auch die evangelischen Landeskirchen der neuen Provinzen und selbst die römische Kirche den Segnungen dieser Dotation mit unterstellt werden sollen. Man mag durch solches Vorgehen vielleicht die Stimmen des Zentrums gewinnen und in den neuen Provinzen für den Antrag Stimmung machen; aber man verwischt doch zugleich dadurch die Thatsache, daß es sich bei der evangelischen Landeskirche der ältern Provinzen um einen wohlbegründeten Rechtsanspruch handelt.

Die kirchenpolitischen Aenderungen halten wir mit Fabri für unbedeutend und ohne Belang, aber, falls man nur vor einer parteiischen Ausbeutung sicher wäre, für durchaus diskutabel. Nicht in dem Wortlaut liegt hier die etwaige Bedeutung des Antrages, sondern in der Frage, in welcher Art, von welchen Personen, unter welchen Zeitumständen die so geänderten Gesetze gehandhabt würden. Pestalozzis Vorschlag eines allgemeinen deutschen Konzils müssen wir, so sehr wir für seine energische Betonung des wirklich Evangelischen Verständnis und Sympathie haben, als undurchführbar bezeichnen; auch würde sich die Mühe, ein solches Konzil zustande zu bringen, schwerlich lohnen. Fabris interkonfessionelles Religionsgesetz würde sich wahrscheinlich leicht verwirklichen lassen. Sobald aber dann — und das wäre doch die Hauptsache — diesem Gesetze der zweite, notwendige Schritt, die Gesetzgebung über das Verhältnis des Staates zur römischen und zur evangelischen Kirche, folgen sollte, würden sich zweifellos dieselben praktischen Schwierigkeiten ergeben, die Fabri gerade zu vermeiden sucht. Denn daß der Staat sich lediglich abwehrend verhalten und sich auf eine besonnene und unparteiische Geltendmachung seiner Ansprüche beschränken solle, ist zwar eine schöne Formel; aber dieser Satz räumt nicht das stete Hemmnis hinweg, daß die römische Kirche über die Ansprüche des Staates eben andrer Meinung ist, als der Staat selber. Wir können uns freilich nicht verhehlen, daß auch der Beyschlagschen Lösung, die wir im allgemeinen — vor allem als Patrioten — für die wünschenswerteste halten, die nämlichen Schwierigkeiten entgegenstehen werden. Wir kommen bei den gegebenen, verfahrenen Verhältnissen aus Halbheiten und Kompromissen, den Mitteln der „Realpolitik,“ nicht heraus. Vielleicht bringt uns einmal die Not, was heute kirchenrechtliche Entwürfe, akademische Festreden und fromme Vereinsgründungen vergebens anstreben. Aber, wenn die Sachen so liegen, so fragt sich's doppelt: müssen wir denn überhaupt kirchenpolitische Aenderungen gerade jetzt vornehmen?

Wir brauchen schließlich nicht noch einmal hervorzuheben, daß wir den Vorschlägen des Gesetzentwurfes, falls wir sie rein sachlich nehmen dürfen, nicht diejenige Bedeutung beilegen können, die ihr von Verteidigern und Gegnern zugeschrieben wird. Haben die Forderungen eine größere Bedeutung, so liegt diese in dem, was verschwiegen wird. Es wäre ja möglich, daß den Antragstellern bewußt oder unbewußt ein Ideal vorschwebte, welches der Reichskirche des vierten und

fünften Jahrhunderts oder — falls man das Band zwischen Kirche und Staat zerschneiden will — der Kirche des dritten Jahrhunderts ähnlich ist. Unser Ideal ist das nicht. Wenn aber die gegenwärtige Bewegung mit Vorliebe als eine Ergänzung der Reformation hingestellt wird, so ist dagegen zu bemerken, daß wir nicht einer Ergänzung, sondern einer endlichen folgerichtigen Durchführung der reformatorischen Grundgedanken bedürfen. Und da wird's eben nicht die Kirchenverfassung thun, sondern das Wort. □

Die Suchenden unter unsern Gebildeten und ihre Gewinnung für die Kirche

Briefwechsel eines Lesers mit dem Herausgeber

2. Zweiter Brief des Lesers

Ew. Hochehrwürden Antwort auf meinen ersten Brief hat mich vielfach beschäftigt und bietet mir mancherlei Anknüpfungspunkte zur Fortsetzung unsrer Korrespondenz, welche ja eine der wichtigsten Fragen unsrer Kirche behandelt und darum hoffentlich für die Leser Ihres Blattes, sei es, daß sie noch zu den Suchenden gehören, oder schon gefunden haben, von Interesse ist. Eines geht aus meinem Briefe und aus Ihrer Antwort hervor: daß das Amt eines evangelischen Geistlichen niemals schwieriger und verantwortungsvoller gewesen ist, als in unsrer Zeit. Denn zu den „Suchenden," von denen wir sprechen und welche die Diener der Kirche gewinnen sollen, gehören doch nicht etwa die „Gebildeten" in Gänsefüßchen, die Bildungsphilister, die von überall her etwas zusammengelesen und geistig mehr gegessen als verdaut haben, nicht jene Klasse, welche durch das auf dem Kirchhof der freireligiösen Gemeinde in Berlin zu lesende Wort: „Macht nur das Diesseits hold und schön; kein Jenseits giebt's, kein Wiedersehn!" und durch Karl Vogts nicht minder frechen Ausspruch: „Eine Unsterblichkeit der Seele giebt es nicht; sie zu behaupten, ist ein Unsinn!" charakterisirt wird — also jene Oberflächlichen und Frivolen, welche über die schwierigsten und tiefsten spekulativen Fragen auf Grund unzureichenden Wissens oder einer rohen Empirie frischweg absprechen: sondern jene mit tieferer wissenschaftlicher Durchbildung Ausgerüsteten, welche selbständig und gründlich nachzudenken vermögen, denen jene ernsten Fragen mit ganzer Wucht auf die Seele fallen, deren Weltbild aber mit demjenigen des Christentums und unsrer Kirche sich nicht mehr deckt, weil ihre metaphysischen Grundbegriffe andere geworden sind, weil besonders ihr Gottesbegriff, ihre früheren Vorstellungen vom Verhältnis Gottes zur Welt, von göttlicher Vorsehung und Weltregierung erschüttert worden sind. Sollen diese im edleren und tieferen Sinne des Wortes Gebildeten für die Kirche gewonnen oder wiedergewonnen werden, so müssen die Diener der letztern sich vor allen Dingen auf ihren (d. h. jener: der Gebildeten) Boden zu stellen, sie von jenem aus zu überzeugen resp. zu widerlegen und zu überwinden wissen; sie müssen ihnen also z. B. nachzuweisen verstehen, daß und warum die naturalistische oder pantheistische Weltanschauung Lücken, Schwächen und Mängel enthält, daß in ihr allein die volle Wahrheit unmöglich gefunden werden könne, soviel Wahrheitskeime sie auch enthalten möge. Es muß also ein evangelischer Geistlicher unsrer Zeit, wenn er jene Suchenden unter den Gebildeten gewinnen, einen geistigen und sittlichen Einfluß auf sie ausüben will, eine umfassende wissenschaftliche Bildung und außerdem die Gabe psychologischen Blickes und überzeugender Beredsamkeit besitzen, um durch jene auf Geist und Gemüt der Höhergebildeten einzuwirken. Denn viele der letztern werden dem Geistlichen an wissenschaftlicher Schulung und Durchbildung nicht nachstehen — da muß er nun sie davon zu überzeugen verstehen, daß auch die tiefste wissenschaftliche Bildung nicht hindert, das Christentum „in seiner wunderbaren Originalität zu begreifen."

Wunderbare Originalität: ein recht glücklicher Ausdruck Ihres Schreibens! In der That: man mag den Forschungen unsrer neuern kritischen Theologie so viele Zugeständnisse machen, als man will (und wie vieles ist in ihnen doch noch unsicher und schwankend!) — Eines können sie nicht umstoßen: den Abglanz oder auch Nachglanz der außerordentlichen Persönlichkeit Jesu Christi, welcher von jeder Seite der geschichtlichen Schriften des Neuen Testamentes uns entgegenstrahlt. Die Ueberzeugung, daß jene Schriften — mögen sie vielleicht auch erst gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts verfaßt sein (wie, wenn wir nicht irren, die kritische Theologie annimmt) — ein getreues Bild des Eindrucks wiedergeben, welchen jene einzigartige, niemals vorher noch nachher unter den Menschen ihres gleichen findende Erscheinung auf ihre Umgebung und Zeitgenossen gemacht hat, drängt sich dem mit unbefangenem, poesievollen Sinne in die Evangelien sich Versenkenden mit so unmittelbarer Gewalt auf, wie dem mit gleicher Gesinnung in Homer oder die Nibelungen sich Vertiefenden die Ueberzeugung von der poetischen Einheit dieser Werke, mag er auch die Forschungen der kritisch-exakten Philologie über ihre Entstehung als berechtigt und vielfach zutreffend anerkennen. Und so wenig, als derjenige, welcher die ganze Kompositionslehre mit allen Geheimnissen und Künsten des doppelten Kontrapunktes sich angeeignet hat, die wunderbare Schönheit einer Beethovenschen Symphonie begreifen und sich an ihr erfreuen kann, wenn ihm nicht der innere Sinn dafür geöffnet ist: ebensowenig kann derjenige, welcher nur eine tiefe philosophische Bildung besitzt, das Christentum in seiner Ausnahmestellung unter den Erzeugnissen des menschlichen Geistes erfassen und verstehen, wenn er nicht zugleich die Organe dafür besitzt, den gotterfüllten Geist, von welchem es, die Person seines Stifters vor allem, von Anfang bis zu Ende erfüllt ist, auf sich wirken zu lassen. Derjenige aber, welcher dazu imstande ist, fühlt es mit unmittelbar wirkender Macht: daß hier etwas Wunderbares und ein Wunderbarer in die dunkle Menschenwelt eingetreten ist, ein mit Gottes Geist ausgerüstetes Werkzeug der Vorsehung zur Erhebung der leidenden Menschheit, ein Pfadfinder und Wegweiser zu der höheren göttlichen Welt. Ihm wird es klar, daß unser Erdstern, mag er auch, gegen die unermeßlichen Räume des Weltalls und die gewaltige Zahl riesenhafter, ihn an Größe millionenfach übertreffender Weltkörper, die sie umfassen, gehalten, nur ein winziger Tropfen im Ozean sein, doch vielleicht eine sehr wichtige Provinz in Gottes Universal-Königreich ist — wie ja auch (um ein naheliegendes Beispiel aus der Geschichte zu nehmen), das kleine Attika mit seiner halben Million Einwohner in der Geschichte der menschlichen Kultur eine unendlich höhere Stellung einnimmt, als die riesenhaften Weltreiche eines Dschingiskhan und Tamerlan. Unsre kleine Erde erscheint demjenigen, welcher es versucht, Gottes Gedanken über sie nachzudenken, als derjenige Teil des Weltalls, welcher zum Schau- und Entwicklungsplatz des sittlichen Lebens bestimmt ist; als eine Wohnstätte von Wesen, welche ausersehen sind, zu Gott hin sich zu entwickeln. Sittlich handelnde Wesen sind aber nur diejenigen, welche die Möglichkeit und Fähigkeit des Gegenteils in sich überwunden haben (Engel, die gutgeschaffen sind und nicht anders handeln können, sind keine sittlich sich entwickelnden Wesen); sollen also die Erdwesen die obenbezeichnete Stellung unter den unzähligen Unterthanen in Gottes Königreich einnehmen, so muß das Böse — auch bis in seine letzten entsetzenerregenden Konsequenzen hinein, wie sie die Weltgeschichte so häufig zeigt — unter ihnen zugelassen werden als ein Ferment der Entwicklung, eine treibende Kraft in dem geschichtlichen Werdeprozeß zu Gott hin, welche aber zuletzt überwunden und ausgeschieden werden wird. Von diesem höhern Standpunkte der Betrachtung aus versteht wenigstens der Geist, wenn auch das Gemüt schmerzlich zerrissen ist, das Dasein und Walten des Bösen in der Menschenwelt; er erwägt, daß die Geschichte unsers Geschlechtes sich nach Jahrhunderttausenden berechnen wird und wir bis jetzt nur eine kleine Kurve dieses Entwicklungsganges durchmessen haben, daß ferner wohl auf andern glücklicher gebildeten Weltkörpern sich noch eine Stufenreihe höher entwickelter Wesen zwischen den Menschen und Gott entfaltet, unter welchen jener herzerschütternde Kampf zwischen gut und böse, den wir hier unten auszufechten haben, überwunden ist und zu welchen sich vielleicht die Geister der in diesem Kampfe geprüften und bewährt erfundenen Menschen nach diesem Leben gesellen.

Es ist also diese universale, kosmische Betrachtung des Erden- und Menschenlebens, in welcher wir schließlich die Versöhnung mit den finstern und nächtlichen Erscheinungen desselben finden, und jene Betrachtungsweise war es auch, welche wir unter jenem Spinoza entlehnten Ausdruck: sub specie aeternitatis (unter dem Bilde der Ewigkeit) verstanden wissen wollten. Wir haben sie oben ganz kurz angedeutet; man könnte ja, wenn man sie erschöpfend ausführen wollte, eine ganz neue Theodicee (Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung) nach Leibniz' Art daraus entwickeln. Auch Schreiber dieser Zeilen hat in jener Betrachtungsweise die Lösung des innern Zwiespaltes gefunden, die Ausgleichung des Kampfes der frühern Gottesvorstellung seiner Jugend mit derjenigen, welche ihm im reifern Mannesalter aus seinen Geschichtsstudien erwachsen war, die ihm die dämonische Macht des Bösen in der Menschenwelt in ihrer furchtbarsten Gestalt zeigten (wir erinnern nur z. B. an die schaurigen Hexenprozesse, diese finsterste und nächtlichste aller Verirrungen des menschlichen Geistes, welche, unter dem Deckmantel des Christentums von den sogenannten „Statthaltern Gottes“ über die Menschheit verhängt, in den mehr als dreihundert Jahren, während welcher sie wüteten, nach den geringsten Berechnungen der Sachkundigen mehr als eine Million armer menschlicher Wesen, hauptsächlich Frauen, den Qualen des Kerkers, der Folter und des Scheiterhaufens überliefert haben); er sieht jetzt das Christentum als Gottes Licht an, das in die dunkle Nacht des Menschenlebens hineinstrahlt, um die hier unten kämpfende und ringende Menschheit zu durchdringen und zu Gott zu führen, und Jesus Christus als den Träger dieses Lichtes, das Böse aber als ein ähnliches Element in der von Gott gesetzten sittlichen Weltordnung, wie, um einen bekannten treffenden Ausdruck Moltkes zu gebrauchen, den Krieg.

Auf diesen höhern Standpunkt der Betrachtung also sollten, wie wir meinen, die Suchenden unter den Gebildeten unsrer Zeit sich stellen, um wieder zu dem Gotte des Christentums und unsrer Kirche zu gelangen. Wir konnten, wie gesagt, ihn nur ganz kurz andeuten, das Thema ist ja unerschöpflich; freuen uns aber, daß auch Sie die Berechtigung einer solchen Philosophie anerkennen, und glauben mit Ihnen, daß kein Philosoph unsrer Zeit unsern Gebildeten diesen Dienst besser erweisen kann als Lotze, welcher bei aller Anerkennung des unverbrüchlichen Kausalzusammenhanges der Naturgesetze, welcher hier unten gilt, doch die Welt als ein System sittlicher, von einer höchsten heiligen Persönlichkeit gesetzter Zwecke erfaßt. Dies ist die richtige Betrachtung des Menschenlebens »sub specie aeternitatis«, welche dem Pantheisten und Naturalisten Spinoza trotz aller seiner tiefen spekulativen Gedanken doch nicht hat gelingen können; denn seine „ewige Substanz,“ die allgebärende Mutter der Dinge, die er an Gottes Stelle setzt, ist ein Phantom und genügt weder zur Welterklärung, noch befriedigt sie die Bedürfnisse des sehnenden Gemütes — die Begriffe gut und böse aber hat er in ihrer wahren innern Natur erst recht nicht erfassen können und in den Begriff des Zweckmäßigen und Unzweckmäßigen verflüchtigt! C

Eine protestantische Militärgemeinde in Rom

Das Jahr 1870 sollte nach den Plänen der Jesuiten ein Jahr beispielloser Triumphe für die Kurie in Rom und das ganze ultramontane System des Katholizismus werden. An demselben Tage, an welchem Papst Pius IX. nach der Niederzwingung alles Widerstandes endlich den Konzilsbeschluß seiner eignen Unfehlbarkeit in der Peterskirche ablesen konnte, erklärte Frankreich dem protestantischen Preußenkönig den Krieg. Das Schwert von Eisen — durch die Jesuitenfreundin Eugenie für „ihren Krieg“ aus der Scheide gerissen — sollte vollenden, was als Geistessieg über das widerstrebende Germanengewissen auf dem Vatikanischen Konzil schon verzeichnet war: die Unterdrückung aller antirömischen Gewalten, die Vernichtung des Protestantismus als europäischer Großmacht.

Gott hatte es anders bestimmt. Die zwei frevelhaft leichtsinnigen Kriegserklärungen aus Rom und aus Paris schlugen in beiden Städten die Bresche, durch welche am 20. September 1870 die Italiener und am 1. März 1871 die Deutschen einrückten. Und die Bresche an der Porta Pia in der nördlichen Mauer Roms war breit genug, daß in die Zwingburg des päpstlichen Absolutismus auch die Freiheit für die verhaßte protestantische Kirche einziehen konnte. Mag man von der Berechtigung der Piemontesen zur Einnahme Roms denken, wie man will: wer über den Menschenplänen noch eine andre, höhere Hand walten sieht, der erkennt auch in diesen Ereignissen die Gerichte Gottes. Als nach dem kurzen Widerstande am Piusthor die päpstlichen Truppen zurückwichen und der Einzug der Sieger beginnen sollte, da drängte sich ein seltsames Fuhrwerk an die Spitze der Kolonne: ein kleiner, zweirädriger Karren, von einem starken, weißen Hunde gezogen, dem zwei Kolporteure zur Seite gingen — und der Inhalt des Karrens? mehrere hundert Exemplare der heiligen Schrift! Gottes Wort der erste Streiter, dem der Lenker der Weltgeschichte in die alte, vom Blute der Heiligen trunkene Roma die Bahn brach!

Den Bibelbüchern folgten die Verkündiger des Wortes, die im ganzen übrigen Italien bereits längere Zeit Zugang hatten, auf dem Fuße; in nicht weniger als sechzehn gottesdienstlichen Stätten wird zur Zeit allsonntäglich in der Metropole des Katholizismus evangelische Predigt gehalten, und das Werk wächst und breitet sich aus und zwingt auch aufrichtigen Gegnern Respekt ab.

Seit dem Jahre 1872 hat in Rom eine Arbeit begonnen, auf welche wir heute das Interesse unsrer Leser richten wollen. Es ist die Mission unter den italienischen Soldaten in Rom, welche der Cavaliere Luigi Capellini leitet.

Luigi Capellini, der Sohn römisch-katholischer Eltern aus dem niederen Bürgerstande in Spezia, verlor seinen Vater schon im frühen Alter von acht Jahren. Die fromme Mutter glaubte das Beste für ihren Sohn zu thun, indem sie ihn einer von Priestern geleiteten Erziehungsanstalt überwies. Allein die dortigen äußerlichen Andachtsübungen sowie der geisttötende Unterricht befriedigten das junge Herz in keiner Weise. Als Luigi mit achtzehn Jahren die Anstalt verließ, trat er freiwillig in die italienische Armee ein und ward mit Leib und Seele Soldat. Da geschah es eines Abends, als er durch die Straßen Perugias schlenderte, wo er in Quartier lag, daß er ein Paar zerrissene Blätter vor sich auf dem Pflaster liegen sah. Er hob sie auf: es waren Stücke eines zerfetzten italienischen Neuen Testaments. Beim Schein einer Laterne begann er darin zu lesen, und eine neue Welt ging ihm auf. Wie ein Blitz durchzuckte das junge, bisher nur auf Werkheiligkeit gewiesene unbefriedigte Gemüt die Wahrheit, daß der Mensch nur durch die Gnade Gottes im Glauben an Jesum Christum gerecht werden kann. Der Augenblick entschied für sein Leben. Seine Kameraden machten ihm allerdings, als er ihnen den seltsamen Fund mitteilte, das Buch als ein verbotenes und als ein Teufelsbuch verdächtig, ja einige verhöhnten und verspotteten ihn schon als einen Protestanten. Aber desto emsiger forschte Capellini in dem vollständigen Neuen Testamente, das er sich verschafft hatte. Und von nun an begann er die Arbeit, welcher er fortan sein ganzes Leben widmete: das evangelische Zeugnis in der Armee. Er gewann immer mehr Freunde und Genossen seiner Denkweise. Als er nach acht Jahren in der Würde eines Korporals den Dienst in der Armee verließ, stand ihm der Plan fest, durch die Predigt des Evangeliums unter den Soldaten womöglich eine selbständige protestantische Militärgemeinde zu gründen.

Mit seinem bescheidenen väterlichen Vermögen machte er sich zuerst in Neapel ans Werk. Da er aber bald merkte, daß zu einer regelmäßigen Verkündigung des Wortes Gottes doch ein gewisses Maß von theologischen Kenntnissen gehöre, so ging er nach Padua und trat in ein theologisches Seminar, das ein englischer Geistlicher, Mr. Piggot, dort für italienische Jünglinge errichtet hatte. So ausgerüstet begab er sich dann Ende 1872 nach Rom, wohin ihm sein Lehrer Piggot schon vorausgegangen war. Dort machte er sich unerschrocken an die Soldaten der bunten, aus ganz Italien zusammengewürfelten Garnison — die Regimenter kantonniren dort nicht in den Provinzen —,

er suchte sie in ihren Kasernen, auf der Engelsburg, in den Kaffee- und Bierhäusern auf, verkaufte ihnen Neue Testamente und evangelische Schriften, und schon am Gründonnerstage 1873 konnte er in einem gemieteten Lokale vor einem hundert militärischer Zuhörer fünfundzwanzig Kommunikanten durch Herrn Piggot das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt reichen lassen.

Diese Militärgemeinde in Rom, die seitdem in immer wachsendem Ansehen steht, ist von großer Bedeutung für Italien. Capellini kann das Werk nicht mehr allein besorgen; er hat zwei Kolporteure in den Dienst der Gemeinde genommen. Außer am Sonntage hält er noch mehrere male in der Woche Gottesdienst. Während der Herbstmanöver rückt er nebst seinen Kolporteuren auch mit aus und hält im Lager oder in den Quartieren kurze Andachten. Jeden Herbst wechselt die Garnison, und jedesmal gilt es, einen neuen Stamm für die Gemeinde zu sammeln. Die entlassenen Soldaten aber tragen die empfangenen Eindrücke in alle Teile der Halbinsel mit sich und wirken im Stillen für die Ausbreitung der erkannten Wahrheit weiter. Capellini selbst ist im März 1884 für seine unermüdliche Arbeit sogar vom Könige ausgezeichnet worden: er erhielt den Ritterorden der Krone Italiens. Mehr als tausend junger Leute sind während der letzten vierzehn Jahre in die Militärgemeinde Roms aufgenommen worden.

Der letzte Jahresbericht des Herrn Capellini, der vor uns liegt, klagt über die anfänglichen Schwierigkeiten, welche sich im Herbst 1885 der Evangelisationsarbeit unter dem Militär entgegen stellten. Einige übereifrige protestantische Ausländer hatten die Soldaten derartig mit Traktaten 2c. überschwemmt, daß höheren Orts der Befehl gegeben wurde, die Soldaten von „jeder Berührung mit den Zivilisten“ fernzuhalten; es war bald zu merken, daß es sich um eine Maßregel gegen die „evangelische Propaganda“ handelte. Dennoch gelang es dem Eifer des überall geachteten Mannes, nicht nur bald seine Gemeinde wieder zu organisiren, sondern auch den „Jünglingsverein“ unter den Soldaten aufs neue ins Leben zu rufen, der die Abende der Familienlosen in willkommenster Weise schmückt. Zu Weihnachten 1885 wurden fünfzig neue Mitglieder aufgenommen. Vom Herbst 1885 bis 1886 haben sich 808 Soldaten einschreiben lassen, welche Verlangen tragen, die evangelische Wahrheit kennen zu lernen. Ueber hundert haben am Stiftungsfeste der Gemeinde an der Kommunion teilgenommen. In Afrika sind gegenwärtig 125 Evangelische unter den dorthin kommandirten Truppen. Durch einen gläubigen „Korporal-Major“ im Geniekorps versieht sie Capellini mit heiligen Schriften. Eine große Zahl auch dieser Männer wird bei dem neulichen Ueberfall durch die Abessinier ihr Leben verloren haben.

Capellini sammelt seit Jahren zum Bau einer eignen Kirche für seine Militärgemeinde in Rom. Wer dafür eine Gabe widmen will, der thut ein gutes Werk. Unser Gemeindeblatt wird zur Sammlung dieser Gaben gern die Hand bieten.

L W

Englische Reise-Erinnerungen

2. Spurgeon

Besonders verlangte es mich, einmal den berühmten Baptistenprediger C. H. Spurgeon zu hören. Die Lebensgeschichte dieses in so hervorragender Weise für seinen Beruf gerüsteten Mannes hatte mich aufs lebhafteste bewegt. Am 19. Juni 1834 zu Calvedon in Essex geboren, war er zuerst sieben Jahre lang im Hause seines Großvaters, dann sieben Jahre im Hause seines Vaters, welche beide fromme Geistliche an Dissenter-Gemeinden waren, erzogen worden. Seine Armut nötigte ihn darauf, Hilfslehrer bei dem Baptisten Lwindell in Newmarket zu werden. Aus schweren Zweifeln gelangte der sechzehnjährige Jüngling zur freudigen Gewißheit des Glaubens und zum Frieden des Gewissens. Und da es Baptisten waren, in deren Gemeinschaft er dies erlebte und besonders jene entscheidende Predigt über Jesaja 45, 22 gehört hatte, ließ er sich von den dringenden Vorstellungen und Bitten seines Vaters nicht abhalten, selbst Baptist zu werden.*) Die Umwandlung, die er erfahren, schien ihm zwingend von neuem den Vollzug der Taufe zu fordern.

Im Jahre 1851 trat er in Cambridge, wo er an einer Privatschule Lehrer geworden war, einem Verein von jungen Männern bei, welche die in der Umgegend befindlichen kleinen Dissenter-Gemeinden mit Predigten versorgten. Hier offenbarte sich seine besondre Begabung, sodaß er von einer dieser Gemeinden, Waterbeach, im Alter von achtzehn Jahren zum Pastor erwählt wurde. Aber bereits nach achtzehn Monaten wurde er nach London berufen, wo der Glanz seines Namens bald alle andern überstrahlte und die Anziehungskraft seiner Person solche Scharen ihm zuführte, daß man ihm ein eignes Gotteshaus errichtete, welches gegen 6000 Zuhörer faßt.

Seine Predigten, die alle stenographirt und durch den Druck verbreitet werden, hatte ich auf einer früheren Reise in den entlegensten Ortschaften Schottlands angetroffen, ein gut Teil derselben auch daheim in aller Ruhe gelesen. Wird er meinen Erwartungen entsprechen?

Als wir reichlich dreiviertel Stunden vor Beginn des Abendgottesdienstes an seiner Kirche standen (er nennt sie Tabernakel), drängte sich im Vorhofe bereits eine Menge Menschen, auf Einlaß wartend. Da fast alle Sitze an die bestimmten Gemeindeglieder vergeben sind, werden sie lange warten müssen. Doch kann man sich an dem einen Seiteneingang auch vorher Zutritt verschaffen, wenn man sich einen „Paß“ geben läßt. Dieser Paß besteht in einem kleinen Briefumschlag, dessen eine Seite mit dem Bilde des Tabernakels bedruckt ist und auf dessen andrer Seite für die wohlthätigen Unternehmungen Spurgeons eine Gabe erbeten wird. Man legt sein Opfer hinein, wirft den zusammengefalteten Paß in einen dazu bestimmten Kasten und tritt dann in die geräumige Halle.

Da möchte man erst stehen bleiben und sich ruhig alles betrachten; allein überall sind Vorsteher und Aufseher, die einen nötigen, an den Rändern der vergebenen Sitze sich einen Platz zu suchen und einzunehmen, damit ohne Aufenthalt die immer neu hinzuströmenden Mengen endgiltig untergebracht werden. Einem alten freundlichen Herrn, in dessen Stuhle an jenem Abend noch zwei Plätze frei waren, hatten wir es zu danken, daß wir aus dem Hintergrunde hervorkommen und in der Nähe der Platform überaus bequeme Sitze einnehmen durften.

Jetzt erst konnten wir Umschau halten. Wie fluteten die Zuhörer bei aller Stille so munter herbei, wie ward durch fürsorgliche Anordnung jedes Gedränge, jede Unruhe vermieden, wie fand und erhielt ein jedes seinen Platz. Etwa zehn Minuten vor dem Anfang wurden alle Zugänge freigegeben, und hereinströmte die draußen harrende Menge, sodaß in wenig Minuten die noch vorhandenen Lücken ausgefüllt und das ganze Gebäude bis in die zweite Galerie (Empore) hinauf dicht besetzt war.

Unterdessen war Spurgeon selbst auf der Platform erschienen. Das ist in der Höhe der zweiten Empore etwa ein Raum, wie ihn der Sängerchor in kleineren Kirchen bei uns einnimmt, nur mit einer offenen Brüstung versehen, wie eine Kapitänsbrücke. Er läßt sich auf dem Polsterstuhl zum Gebet nieder. Vor ihm steht ein Tisch mit der Bibel und mit einer Uhr; denn Spurgeon trägt keine Taschenuhr, keine Kette, keinen Ring. Jetzt erhebt er sich; er ist eine gedrungene, wohlgebaute Gestalt, einem rechten Landmann ähnlich; seiner kräftigen Fülle sieht man die unsäglichen gichtischen Leiden kaum an, denen er in den letzten Jahren wiederholt ausgesetzt gewesen ist. Da ist kein Talar, überhaupt keine Form, die an den Geistlichen erinnert: die Abwesenheit jedes besonderen Kennzeichens oder Pathos in Haltung und Stimme ist eben zum Grundsatz geworden.

Der Gottesdienst beginnt nach kurzem Gesang und Gebet mit einer Schriftverlesung, die er fort und fort durch kurze Erläuterungen unterbricht. Darauf folgt das Hauptlied. Im Tabernakel giebt es keine Orgel. Spurgeon spricht jede Lied-

---

*) Die Baptisten, seit der Duldungsakte Wilhelms III. von 1689 in England und schon vorher in Amerika weit verbreitet, in eine Menge verschiedener Zweige zerspalten, verwerfen die Kindestaufe und lassen nur die an erwachsenen Bekennern vollzogne Taufe als Sakrament gelten. Neuerdings sind sie auch nach Europa und Deutschland gekommen, wo ihre Sendboten eifrig, oft auch zudringlich, missioniren.

strophe ausdrucksvoll vor, dann fällt der Vorsänger mit der ganzen Gemeinde ein. Natürlich ist es nicht leicht, eine Gemeinde von nahe an 6000 Personen in den rechten Fluß zu bringen. Doch ist seine Gemeinde so geübt, daß auch hier nicht entfernt so langsam gesungen wird, als bei uns. Dennoch ist Spurgeon nicht zufrieden. Nach der zweiten Strophe spricht er: Ihr müßt besser und schneller singen Gott zu Lob und Preis. Und ehe er die vierte Strophe vorsagt, spricht er: Ihr müßt immer noch munterer singen, ihr müßt euer ganzes Herz in euer Singen hinein legen; und so braust dann mächtig belebt die vierte Strophe durch das Gotteshaus. Darauf beginnt die Predigt über zwei Verse aus dem Hohenliede (2, 16 f.), die freilich in der englischen Uebersetzung etwas anders lauten.

Als er im ersten Teil von der christlichen Erwartung redete, daß der Herr kommen werde, erhob er sich nicht über das Gewöhnliche; aber als er dann von dem Posten sprach, den der Christ in dieser Erwartung als Wache einnehmen muß, trug ihn die Poesie seiner Darstellung mächtig empor. Gleichsam wie in der ersten Szene des Hamlet, die ihm vorzuschweben schien, fühlte man sich in die finstre, kalte Nacht versetzt, in der man nur immer noch dichtere Finsternis, noch furchtbarere Schrecken zu erwarten habe, ehe der Morgen mit seinem Lichte anbrechen kann. Alles hing andachtsvoll an seinen Lippen, die ohne jede Anstrengung die perlenden Worte so wohllautend bildeten und so vernehmlich hervorströmen ließen, daß sie mit Leichtigkeit allenthalben verstanden werden konnten. Dabei ging er auf seiner geräumigen Platform hin und her, lehnte sich besonders beim Gebet gern an das Geländer und führte wie ein rechter Steuermann die lauschende Gemeinde durch die bewegten Fluten seiner Rede sicher und kundig ans Land. Hoch erfreut und erhoben verließen wir das Gotteshaus.

Was giebt diesem Prediger solche Kraft? Es ist nicht etwa die Tiefe seiner theologischen Erkenntnis oder der großartige Aufbau gewaltiger Gedanken. Zum großen Schmerze seines Vaters hat er es verschmäht, als er zum Pastor berufen war, sich eine theologische Bildung anzueignen. Er wollte der ungekünstelte, natürliche Christ bleiben, der Zeugnis davon ablegt, was er innerlich erfahren. Denn er hat auch seine Zeit gehabt, „da er es müde war, an den Küsten der Offenbarung vor Anker zu liegen und das Tau seiner Hoffnung kappte"; aber er hat auf Golgatha wieder den rechten Grund finden lernen in der Erlösung Jesu Christi.

Diese Erlösung als die Kraft zu einem freudigen Wirken und zu einem Leben in der Heiligung anzupreisen ist er unerschöpflich. Dabei steht ihm eine reiche Erfahrung des Herzens und des Lebens zu Diensten. Die berauschende Fülle seiner Gedanken, die herzliche Wärme seiner Ermahnungen, die echt volkstümliche Einfachheit ist für Hohe wie Niedere gleich packend und erhebend. Eine lange Reihe von Jahren ist verflossen, seitdem er als Prediger in London sich einführte: noch steht er in voller Frische des Geistes vor und in seiner ihn verehrenden Gemeinde, wenngleich die Gicht ihn mitunter unbarmherzig geißelt; noch immer erfüllt sich an ihm das Herrenwort: „Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen." (Joh. 7, 38). E K

Ein Ritt ins Gelobte Land

Ein Ritt ins Gelobte Land. Land und Leute in Palästina vor 3000 Jahren. Von A. Thoma. Berlin, 1887. (M. 2.)

Nicht zu den gewöhnlichen Reisebeschreibungen gehört dieser „Ritt ins Gelobte Land" von A. Thoma, wie solche jedes Jahr neu erscheinen und, wo der Verfasser richtig beobachtete und gut erzählte, den Leser auch immer wieder zu fesseln vermögen. Denn nicht die auf einer wirklichen Fahrt nach dem heiligen Lande gemachten Erlebnisse und Beobachtungen stellt das Buch uns dar; es ist vielmehr, wie sofort der Untertitel: „Land und Leute in Palästina vor 3000 Jahren" uns verrät, ein Phantasiegebilde des Verfassers.

Zur Zeit Salomos, den zu sehen und dessen Weisheit zu hören ja nach 1. Kön. 10, 24 nicht nur die Königin vom Reich Arabien, sondern alle Welt begehrte, hat auch der Erzähler seine Reise nach dem gelobten Lande unternommen. Wir treffen ihn gleich zu Anfang des Buches im Süden des Landes auf dem Gebirge Juda; vermutlich haben ihn die Schiffe der Phönizier von der Bernsteinküste im Norden seiner fernen Heimat Askenas (Deutschland, nach mittelalterlicher Auslegung von 1. Mos. 10, 3) über den wilden Ozean durch die Säulen des Herkules bis an das philistäische Gestade gebracht, von wo es ihm leicht war, das Gebirge Juda zu ersteigen.

In raschem, achttägigem Ritte durchzieht er das ganze Land von Süden nach Norden, unterwegs Einkehr haltend bei den Hirten in der Wüste, bei den Winzern zu Betane, bei den Bauern in der Nähe von Bethlehem und darauf bei den Bürgern dieser Stadt. Ueberall findet er gastliche Aufnahme. Dann eilt er nach Jerusalem, um die Hauptstadt des Landes zu sehen mit dem herrlichen Tempel und den schönen Palästen, die Salomo, der König, erbaut hat. Von dort geht's über das Gebirge Ephraim durch Bethel, Silo, Sichem nach der Schlachtenebene Jesreel und weiter nach Akko, wo ihn beim Anblick der großen Wasserstraße die Sehnsucht nach der Heimat ergreift. Er hatte das Glück, auf seiner kurzen Reise mit den hervorragendsten Persönlichkeiten des Landes Bekanntschaft zu machen, mit Salomo, mit Abjathar, dem abgesetzten Hohenpriester, mit Ahija, dem Propheten zu Silo, und mit Jerobeam, dem nachmaligen König über Israel. Vieles hat er erfahren von dem Treiben und Leben des Volkes: er sah Hochzeit und Begräbnis, die Spiele der Kinder und Jünglinge, die Hausfrauen bei ihrer Arbeit und die Thätigkeit der Männer in ihren häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten, die Beamten des Staates in der Stadt und auf dem Lande, die Priester beim Opfer und die Propheten in ihrer Begeisterung und ihrem Eifer, die Jahve, dem Gott Israels, dargebrachte Verehrung und die Gegenstände des Götzendienstes. Manches persönliche Erlebnis ist ihm begegnet: einen Unglücklichen hat er eigenhändig aus einer wasserlosen Cisterne befreit und mit inniger Freude gesehen, wie auf die Fürsprache des kleinen Iddo hin der König die treue Braut ihrem trostlosen Bräutigam wieder herausgab, dem sie der Hofbeamte für das königliche Frauenhaus entführt hatte; eine Strafrede des Sehers Ahija an das götzendienerische Volk von Sichem und eine dunkle Weissagung an den künftigen König Jerobeam hat er mit eignen Ohren gehört, und daneben gar vieles vernommen von den großen Thaten der Vergangenheit aus den Kriegen mit Kanaanitern und Philistern und von den herrlichen Liedern und Gesängen des Volkes.

Diese bei weitem nicht vollständige Uebersicht zeigt, was der Verfasser bezweckt. Er will das gesamte Leben und Treiben des altisraelitischen Volkes in recht anschaulichem Bilde uns vorführen, und die Eingliederung des Stoffes in die acht Tage seiner Reise ist nur schriftstellerische Form. Aber nicht ohne Bedacht hat er eine solche Einkleidung gewählt; ohne sie würde das ganze Gemälde in einzelne Bildchen und Figuren zerfallen und müßte genau nur der in der Bibel sich findende Stoff zusammengetragen sein. So aber ist der Phantasie ein weit größerer Spielraum gegeben: sie hat neben die von der Geschichte genannten Personen eigne Gebilde gestellt und die überall zerstreut liegenden Totengebeine zu lebensvollen Gestalten zusammengefügt. Dadurch ist nun allerdings „ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung" entstanden, aber, wie Franz Delitzsch zu Anfang seines unvergleichlichen Buches: „Ein Tag in Kapernaum" sich ausdrückt, „auch die Dichtung wird Wahrheit sein, wenn sie, was sie hinzubringt, nicht aus der Luft greift, sondern aus lange gepflogenem Geistesverkehr mit den auftretenden Personen und ihrem Volke und ihrem Zeitalter zu schöpfen befähigt ist." Und man wird dem Verfasser das Lob nicht versagen dürfen, daß er diese Befähigung in reichem Maße bekundet. Wie ansprechend ist die Verwertung des Hohenliedes, die es ihm ermöglicht hat, einen großen Teil des Buches hindurch den Leser selbst mit Spannung den Weitergang der Erzählung verfolgen zu lassen! Wie anziehend ist das Gleichnis von der Harfe, das der kleine Iddo dem König Salomo vorträgt (S. 103)! Niemand wird in dem Genusse desselben gestört, wenn er sich sofort daran erinnert, wie in ähnlicher Weise und mit ähnlichen

Gleichnissen Nathan und das kluge Weib von Thekoa vor den König David treten. Wen ergreift es nicht, wie der Heranzug Jerobeams (S. 131) geschildert und dem jungen stolzen Manne dann (S. 133) aus dem Munde des Propheten das Wort Jahves verkündet wird!

Alles, auch wo die Dichtung eingreift, hat seinen Grund in der Bibel, ist aus den Elementen, welche die heilige Schrift darbietet, kunstvoll gebildet; darum aber ist es wieder geeignet, uns die Bibel verständlich und anschaulich zu machen, und scheinbar nebensächliche Bemerkungen werfen oft ein überraschendes Licht auf diese und jene Bibelstelle. Es ist ein Buch, das nicht nur eine jedem Bibelleser dienliche biblische Altertumskunde bietet, sondern noch obendrein uns in die besondern Verhältnisse und Zustände zur Zeit Salomos einführt. Dies beides bietet das Buch in so angenehmer Weise, daß die reiche Belehrung gleichsam ungesucht uns zufließt. Nur selten hat man den Eindruck der Absichtlichkeit oder des Gekünstelten, und doch ist alles bis ins einzelnste hinein wiederum berechnet und kunstvoll ausgedacht. Zu weit gegangen aber ist es für Salomos Zeit und etwas abgeschmackt klingt es, wenn vor Gericht einmal (S. 63) unverkennbar die Hebräer den deutschen Jargon der heutigen Juden reden müssen; gekünstelt ist auch die aber immerhin für den des Hebräischen kundigen humoristisch wirkende und wohl auch ihm allein völlig verständliche ABC-Schule bei den Propheten (S. 118 ff.). Eine schöne Zier dagegen sind die dem Buche beigegebenen Bilder, deren Unterschriften aber nicht genügend durchgesehen sind, und die reichlich in den Text eingestreuten metrischen Verdeutschungen hebräischer Gedichte, wovon wiederum die dem Hohenliede entnommenen Stücke besonders gelungen sind.

Dieser überall hervortretenden Sorgfalt gegenüber, die für den Stoff und die Anordnung desselben verwandt ist, fällt es nun sehr auf, daß dasselbe nicht auch in allen Teilen von dem Stil zu rühmen ist. Es ist doch wohl kaum anzunehmen, daß der Verfasser auch den hebräischen Stil hat nachahmen wollen. Aber so klingt es, wenn wir „blöde von Augen“ und auf den Seiten 46 bis 48 fast unzähligemale mit „Da“ (= hebräischem „und“) einen neuen Satz beginnen sehen. Im Hebräischen zwar möglich, im Deutschen aber mindestens mißverständlich ist auch ein Satz wie folgender: „Der feuchte Schlamm in der Grube that meinem Fuße wohl und er fing an zu heilen.“ Aehnliches findet sich häufig, namentlich ist die Wortstellung oft eine gezwungene.

Es thut mir leid, gerade diese Ausstellung an dem Buche machen zu müssen, umsomehr, da es uns wirklich ein durchaus richtiges Bild von jener Zeit darbietet. Ueber einzelnes läßt sich ja streiten; unrichtig ist wohl die Vorstellung, daß Salomos Palast nicht auf dem Osthügel Jerusalems gestanden habe, ebenso die Fassung der Weissagung über den Fall des Hauses Elis, die viel besser als in Nathanja (S. 41) in Abjathar erfüllt zu sehen ist. Merkwürdig bleibt es auch, daß keiner der acht Reisetage als Sabbath gekennzeichnet ist. Daß nicht nur auf die Zeit Salomos bezügliche Stellen der Bibel, sondern solche, die für frühere oder für spätere Zeit zunächst gelten, zur Schilderung der Gewohnheiten und Gebräuche herbeigezogen sind, wird niemand verurteilen, weil ja die Sitte durch die Jahrhunderte gleich zu bleiben pflegt. Ebensowenig kann man verlangen, daß das für ein weiteres Publikum bestimmte Buch sich auf der neuesten Hypothese über die Entwicklung der israelitischen Religion aufbaue. Aber daß ein Name wie Thal Rahib, der seiner Bedeutung „Mönchsthal“ nach erst aus christlicher Zeit herrühren kann, seine Verwendung findet, ist doch ein zu starker Anachronismus. Einen solchen könnte man es auch nennen, wenn der Name des Gottes Israels neben der richtigen Form Jahve, in der damals noch unbekannten Aussprache Jehova gebraucht wird. Wie zum Verständnis dieses Namens, so wären gewiß für vielfache hebräische Bezeichnungen, die nur dem Theologen geläufig sein können, kurze erklärende Anmerkungen manchem Leser erwünscht, vielleicht entschließt sich der Verfasser dazu für eine gewiß zu erhoffende zweite Auflage.

In feinsinniger Weise ergreift den Wanderer, als er die große Wasserstraße sieht, die Sehnsucht nach der Heimat; erst jetzt ja, nachdem Jesus Christus daselbst erschienen, welcher mehr ist denn Salomo, hat das gelobte Land einen alle Lande weit überstrahlenden Wert erhalten, sodaß vielmehr den Pilgerstab mit Wehmut niederlegt, wem es heute vergönnt ist, die heiligen Stätten daselbst zu schauen. Wir hätten darum gern den Erzähler noch länger begleitet, und wer immer durch ihn ins gelobte Land sich einführen läßt, wird nach vielem Genuß und reicher Belehrung nur ungern von ihm Abschied nehmen.

K M

Aus England

(Dr. Barnardo) Die großartige Liebesthätigkeit des Dr. Barnardo in London nimmt immer größeren Umfang an. 1700 Waisen oder von ihren Eltern verlassene Kinder werden von diesem Manne, der lediglich auf Unterstützungen aus Freundeskreisen angewiesen ist, unterhalten. Jetzt hat er im Londoner Ostend sein 31. Waisenhaus eröffnet! Die Kinder werden des Nachts auf der Straße aufgesucht oder von freundlichen Menschen dem edlen Wohlthäter zugeführt und finden ohne Fürsprache, ohne jede Aufnahmebedingung Zuflucht im Hause. Ihr Unglück und Elend ist ihre Eintrittskarte. Aber es sind Vorkehrungen, um Betrug zu vermeiden, in hinreichender Weise getroffen. So langen die Unglücklichen morgens, abends und nachts dort an, hungernd, frierend, von Schmutz starrend oder mit ekelhaften Krankheiten behaftet, täglich durchschnittlich sechs; in welchem körperlichen und geistigen Zustande, ist nicht zu sagen. Noch niemals — so darf dieser Menschenfreund, der jetzt das allgemeine Vertrauen seiner Landsleute genießt, in seinen öffentliche Aufrufen an die Mildthätigkeit Londons rühmen — ist einem wirklich hilfsbedürftigen Kinde die Aufnahme versagt worden. Ohne Rücksicht auf Alter, Nationalität, körperliche Krankheit und Fehler und auf Religion werden die Unglücklichen beherbergt und erzogen. Was will das besagen!

Im vorigen Jahre hat Dr. Barnardo 622 Kinder, Knaben und Mädchen, die in seinen Waisen- und Zufluchtshäusern zu guten und brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft ausgebildet worden waren, nach Kanada übergeführt und sie dort in Dienststellungen untergebracht. Zur Ausstattung und Ueberfahrt eines Kindes braucht und erbittet er sich 8 Pfd. 10 Sch. (170 M.). In England selbst wurden im vorigen Jahre mehr als 500 Knaben und Mädchen in Dienste untergebracht. Die bei weitem größere Hälfte hat das Lob ihrer Dienstherren und entspricht somit den an ihre Erziehung geknüpften Erwartungen. Seit dem Bestehen seiner Häuser hat dieser Freund und Wohlthäter des „Menschenauswurfs der großen Stadt“ mehr als 9000 verlorene Kinder aus der Sünde und dem Verderben der Straße gerettet, ihnen in seinen Anstalten ein Heim gegeben, sie ernährt und unterrichtet, sie für irgend ein Handwerk vorbereiten lassen und ihnen endlich auch eine Stelle verschafft, die ihren Fähigkeiten entsprach.

Und diese ganze Arbeit ruht auf der freien Liebesthätigkeit derer, die an dem selbstlosen Werke des Doktors ein Interesse haben. Keine Grundfonds oder Stiftungen sind vorhanden. Freilich, wenn Dr. Barnardo seinen Aufruf in einem bestimmt gegebenen Falle erläßt, kann er sicher sein, gehört zu werden. Die 16 Pfd. Sterl. (320 M.), die er für den Jahresunterhalt eines Knaben oder Mädchens beansprucht, kommen nicht einmal, oft vier-, fünfmal mit der nächsten Morgenpost in seine Hand. Aber selbstverständlich erhalten sich die Häuser durch die große Zahl der kleineren Gaben, die täglich und stündlich beim Komiteevorstand W. Fowler und Dr. T. J. Barnes daselbst eingehen. B

(Hungernde Geistliche) In Deutschland gilt ziemlich allgemein der Satz, daß die englische Staatskirche die reichste Kirche sei und das Einkommen der Pfarrer dementsprechend ein glänzendes. Wie wenig diese Ansicht auf Wahrheit beruht, tritt jetzt, unter den Vorbereitungen zum Regierungsjubiläum der Königin, immer mehr zu Tage. Der Vorschlag, das Fest durch Gründung und Fundirung eines sogenannten Kirchenhauses in London zu feiern, findet jetzt in vielen Kreisen den heftigsten Widerspruch; ein Hilfsfonds für die hungernden Dorfgeistlichen sei eine viel größere Notwendigkeit, weil man damit der dringendsten Not eines ehrenwerten Standes abhelfen wolle, während das Kirchenhaus lediglich der Bequemlichkeit und dem Wohlbefinden der in London sich zeitweise versammelnden Prälaten zu dienen bestimmt sei. Die allgemeine Not der Landwirtschaft in England hat durch die in natürlicher Folge eintretende Verminderung der Zehnten sehr vielen Landpfarrern ihr ohnehin geringes Einkommen um mehr als ein Fünftel verkürzt. In Folge davon ist jetzt die Klage eine allgemeine, und von allen Seiten kommen die Notschreie. Ein geistlicher Notfonds ist gegründet worden, dessen Einnahmen günstig eingehen, sodaß sie die Höhe von 13000 Pfd. Sterl. nach den ersten paar Wochen bereits überschritten haben. Die Königin Viktoria hat 200 Pfd., der Erzbischof von Canterbury 250 Pfd., die Bischöfe von Peterborough, Rochester und Norwich je 100 Pfd. gezeichnet. Mit der Verteilung soll sofort begonnen werden, und zwar sollen in erster Linie diejenigen Pfarrer berücksichtigt werden, bei denen die Pachtgelder zu einem unzureichenden Betrage herabgesunken sind oder die aus Mangel an Pächtern das Pfarrland in eigne Bewirtschaftung zu nehmen gezwungen worden sind.

B

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig